

Die Begegnung mit Arbelet hatte für Félix weder etwas am üblichen Verlauf der Nacht noch an seiner Laune geändert. Er hatte Besen und Putzlumpen aus dem Schrank geholt und ohne Eile den Fußboden gesäubert. Dabei brummte er:

»Eine Scheiße ist das!«

Doch damit meinte er nicht seine augenblickliche Tätigkeit. Er dachte weder an seinen Neffen noch sonst an etwas Bestimmtes.

Wenn er mit sich selbst sprach – oft kaute er auf einem Satzketzen oder auf einzelnen Wörtern herum, bis sie unverständlich wurden –, meinte Félix niemals einen bestimmten Menschen oder eine bestimmte Sache.

Er sagte ganz allgemein:

»Eine Scheiße ist das!«

Um ihn zu verstehen, hätte man in seiner Haut stecken, erlebt haben müssen, was er erlebt hatte; Nachtwächter sein, krank und angefault in jeder Faser seines Körpers, stinken, dass man es selbst merkt, sich beim Schlafenlegen jedes Mal fragen, ob das alte Gerippe morgen früh noch imstande sein würde, sich wieder zu erheben.

»Eine Scheiße ist das!«

Kein bestimmter Mensch. Vielleicht nicht einmal die Menschen im Allgemeinen. Aber zum Beispiel er selber! Er, Félix, und alles, was ihm zustieß. Das Leben! Oder das Schicksal! Oder auch ...

Oft, fast jede Nacht, besonders wenn die Geschäftsreisenden ihn aus dem ersten Schlaf rissen, schimpfte er auch:

»Ich bring noch mal einen um ...«

Der Wirt hatte es mehrmals gehört, Thérèse auch und sogar die kleine Rose. Er machte kein Geheimnis daraus. Er meinte es auch nicht scherzhaft. Er brummte es vor sich hin, während er seine Arbeit tat, und war überzeugt, dass es eines Tages so kommen würde.

Unterdessen putzte er den Fußboden sauber und ging dann ins Café, um auf der Wanduhr, die er mit seiner Taschenlampe anleuchtete, nach der Zeit zu sehen.

Zehn Minuten vor eins. Sogar das Zifferblatt einer Uhr, zwei Zeiger in einem bestimmten Winkel zueinander, hatte für ihn nicht die gleiche Bedeutung wie für die anderen.

Zehn Minuten vor eins, das hieß, dass es sich nicht mehr lohnte, sich noch einmal auf das rötlich braune Sofa im Korridor zu legen. Ein neuer Abschnitt der Nacht begann, denn jetzt bestand keine Gefahr mehr, dass Gäste eintreffen würden.

Immerhin ließ Félix für diesen unwahrscheinlichen Fall die Hintertür, die auf den Hof ging, offen. Jedes Mal wenn er sie aufmachte, traf ihn der gleiche feuchtkalte Lufthauch, und rechts, wo der Hund sich in der Hundehütte rührte, war ein leises Kettenrasseln zu hören.

Félix zündete seine Pfeife an. Wenn er sich umdrehte, erblickte er manchmal ein beleuchtetes Fenster: ein Gast, der krank war oder nicht schlafen konnte und las.

Das konnte ihm egal sein. Er ging durch den Hof bis zum einstigen Pferdestall, aus dem man eine Garage gemacht hatte. Neben der Tür fand er die alten Gummistiefel, die er mit Schlauchstücken geflickt hatte. Er drehte den Schalter, und eine klägliche Glühbirne, fünfundzwanzig Watt, glomm in dem verschwommenen Grau auf.

Der Hund hatte sich wieder in seiner Hütte hingelegt. Félix bewegte sich sehr langsam, erstens, weil es keinen Zweck hatte, sich zu beeilen, und dann, weil ihm mehr oder weniger alles weh tat.

Er näherte sich den dunklen Umrissen, die sich von dem Halbdunkel abhoben. Das waren die Autos der Gäste, meistens Serienwagen, doch manchmal war auch ein Luxusmodell darunter.

Das Weitere hing davon ab, wie viele er zu waschen hatte, eins, zwei oder drei. Das Wasser war eisig, auch im Sommer. Es gab einen alten Gartenschlauch, aber der Wasserstrahl war nicht stark genug, um den eingetrockneten Schmutz von den Karosserien und besonders von den Rädern zu lösen.

»Ich bring noch mal einen um ...«

Das sagte er, während er die Autos wusch. Manchmal irrte er sich auch und sagte:

»Ich bring noch mal eine um ...«

Und wenn man es genau bedachte, so konnte er damit eigentlich keine Frau meinen, sondern eine dieser Bestien, denn für ihn waren die Autos dreckige Bestien, mit ihren heimtückischen Schmutzwinkeln, mit ihren blanken Flächen, auf denen der Schwamm Streifen hinterlässt, wenn man ihn nicht oft genug ausspült – dreckige Bestien mit ihren harten, scharfen Kanten, die extra dazu da sind, einem die Haut aufzuscheuern.

Die Zigarettenkippen im Inneren nicht vergessen! Die Gäste ließen nie den Zündschlüssel stecken, sodass Félix die Wagen selber herumschieben musste, wobei er

das Lenkrad durch das offene Fenster drehte.

Eine Scheiße war das! Alles miteinander! Wenn es nur zwei Wagen zu waschen gab, war er um vier Uhr früh fertig, gerade wenn man die ersten Lastwagen zum Markt von Nevers fahren hörte.

Félix suchte sich einen der frischgewaschenen Wagen aus, den größten, und machte es sich auf dem Rücksitz bequem. Anderthalb Stunden konnte er noch schlafen.

Unangenehm war die Geschichte für seinen Neffen, nicht für ihn. Er hatte schließlich auch kaum darüber nachgedacht, eigentlich überhaupt nicht, bis auf den Augenblick, in dem er sich seine Nichte im Bett vorgestellt hatte. Und das war ganz mechanisch geschehen ...

Jetzt war es hell, und der Hofhund zerrte an seiner Kette. Félix kletterte mühsam aus seinem Auto und begab sich ins Café.

Alles war auf die Minute eingeteilt. Das war noch das Beste im Leben. Man muss wissen, wohin man geht und was einen an jeder Wegbiegung erwartet.

Hinter der Theke gab es einen kleinen einflammigen Gaskocher mit einem roten Gummischlauch. Man roch das Gas eine ganze Weile, ehe es sich mit dem immer gleichen Puffen entzündete, und Félix füllte den Topf am Wasserhahn.

Er brauchte nicht besonders hinzuhorchen. Ein anderer hätte vermutlich überhaupt nichts gehört, aber verdorben, wie er war, entging ihm nicht der leiseste Laut. Er hätte gehört, wie am anderen Ende des Hotels eine Ratte in ihr Loch schlüpfte.

Das ging niemanden etwas an, so war er eben. Und was er hörte, sah er auch – so deutlich, als wäre er dabei! Drei Zimmer weiter im ersten Stock, just über dem Kronleuchter im Speisesaal, stand jetzt der Patron auf. Der Kronleuchter vibrierte kaum. Man merkte es nur, wenn man es wusste, aber er merkte es!

Der Patron hätte keineswegs so früh aufstehen müssen. Er ging nicht auf den Markt einkaufen, Fleisch, Fisch und Gemüse wurden ihm ins Haus geliefert. Und der Kaffee, den die Gäste vor acht Uhr vorgesetzt bekamen, war aufgewärmt, auf dem Gaskocher von Félix.

Trotzdem stand der Patron schon auf.

Er hatte keine Lust dazu! Er war noch so schläfrig! Er war immer schläfrig, von früh bis spät. Er war müde, hatte eine ungesunde Gesichtsfarbe, dunkle Ringe um die Augen, keinen Appetit.

Doch er stand auf, möglichst leise, um seine Frau nicht zu wecken. Er griff nach seiner Hose, stopfte das Nachthemd hinein, fuhr in seine Pantoffeln und stürmte auf den Korridor hinaus.

Und alles wegen Rose! Wenn Rose nicht da gewesen wäre, hätte es genauso gut eine andere sein können. So war der Patron eben. Er passte ja auch jeden Tag den Augenblick ab, in dem Thérèse in den Weinkeller ging, um hinter ihr herzurennen – und Thérèse war alles andere als schön und hatte immer ihren fünfjährigen Bengel an den Rücken hängen.

Félix wusste alles. Alles, was im Haus vorging! Was ein jeder trieb und wie ein jeder sich wusch!

Er nahm sich gerade genug Zeit, den Kaffee hinunterzustürzen, den er sich gekocht und mit drei Stück Zucker gesüßt hatte. Auch gerade genug Zeit, um zu hören oder vielmehr zu erraten, dass am anderen Ende des Hauses, in der Dachkammer im zweiten Stock, Thérèses Wecker klingelte.

Er durchquerte den Hof und ging wieder in die Garage, wo es kaum heller war als nachts. Nur durch die offene Tür kam etwas Tageslicht herein.

Hier gab es Hühner, allerlei Werkzeug und Geräte, Kisten, Fässer, und in der Höhe eines normalen ersten Stockwerks verlief eine Art Galerie, zu der man über eine Leiter gelangte. An einer Stelle dieser Galerie bildeten Säcke und ein Stück Zeltleinwand einen Verschlag und verhinderten, dass man von unten eine eiserne Bettstatt und einen Wasserkrug sehen konnte. Dieses Interieur bildete die Behausung von Félix.

Häufig kamen im Laufe des Tages Gäste in die Garage, um sich ihre Angelegenheiten zu erzählen, weil sie glaubten, dass niemand sie hier höre. Keiner hätte geahnt, dass der Alte genau über ihnen lag und nur den Kopf zu senken brauchte, um sie durch die Löcher in seinen Wandbehängen zu sehen!

Das war aber nicht alles! Félix stieg auf zwei aufeinanderstehende Kisten. Vielleicht würde er einmal von diesem wackligen Gerüst stürzen und sich zwischen den Autos unten das Genick brechen. Aber vorerst hievte er sich jeden Morgen auf die Kisten. Von hier konnte er durch eine Luke hinausehen, die keine richtige Dachluke war, sondern vor zweihundert oder vierhundert Jahren Gott weiß welchen Raum erhellt hatte. Wurde nicht behauptet, dass die Garage einst das Hauptgebäude gewesen war?

Direkt gegenüber war das Fenster von Roses Kammer, und da dieses Fenster nur auf ein Dach hinausging, besaß es keinen Vorhang. Meist stand es offen, und wenn seine Luke nicht mit Kitt abgedichtet gewesen wäre, hätte Félix auch alles hören können.

Täglich die gleiche Komödie, seit es vor drei Monaten zum ersten Mal passiert war! Vorher hatte Thérèse in dieser Kammer gewohnt, und mit ihr war es ganz anders abgelaufen, weil sie Erfahrung hatte.

Als Rose ihren Dienst antrat, war Monsieur Jean, wie man den Patron nannte, in der ersten Zeit immer um sie herumgestrichen. Er lachte so komisch und erfand alle

möglichen Vorwände, um in irgendeiner Ecke mit ihr allein zu sein. Das ging so weit, dass er ihr das Schuhputzen beibrachte, weil das immer in der Waschküche gemacht wurde!

Dann hatte Félix ihn eines Morgens hineingehen sehen, als die Kleine nur ihre Unterhose am Leibe hatte, und sie hatte sich das Handtuch vor die Brust gehalten.

Jetzt stellte sie sich bis zum letzten Moment schlafend. Fünf Minuten später war alles vorbei, und der Patron ging wieder. Als hätte er das Bedürfnis, sich tüchtig zu schütteln, sah man ihn dann unten hin- und herlaufen, den Ofen schüren, die Fensterläden aufstoßen, auf die Straße hinaustreten, im Hof Umschau halten.

Félix blieb inzwischen noch auf seinem Posten und sah Rose zu, die sich träge ankleidete.

»Eine Sch...«

Nein! Er sagte eher:

»Ich bring noch mal einen um ...«

Warum nicht:

»Wenn ich einmal eine erwische ...«

Niemand wusste, dass er da war! Niemand kannte ihn! Alle, so wie sie waren, sogar Madame Fernande, die Patronne, die zwei Fenster weiter wohnte, kamen und gingen, ohne zu ahnen, dass er ihre intimsten Handlungen belauschte.

Für Madame Fernande war es noch zu früh am Morgen. Sie stand erst nach acht auf und beendete ihre Toilette nicht vor zehn. Allein für ihre Frisur und die Fingernägel brauchte sie eine Stunde.

Im Grunde hatte der Patron also drei, ohne die anderen, die Gelegentlichen, zu zählen, und diejenigen, die er in Nevers oder La Charité besuchte.

»Was machen Sie denn da?«

Fast wäre er von seinem Ausguck hinuntergepurzelt, nicht aus Angst, sondern weil er überrascht worden war. Aber es war nichts Besonderes, nur Thérèse, die mit ihren vierundzwanzig Jahren schon ganz abgelebt und verblüht war. Sie war schmutzig und boshaft. Ihr Mann war ein Pole, der im Steinbruch von Tracy, fünfzehn Kilometer entfernt, arbeitete und sie nur besuchte, wenn er besoffen war.

»Lassen Sie mich auch sehen, Sie altes Schwein ...«

Ohne abzuwarten, dass er ihr den Platz überließ, schwang sie sich zu ihm herauf und besah sich die Szene.

»Na ja ...«

Der Patron war noch in Roses Kammer, und Thérèse bemerkte: